

Ungeheuer der Tiefe.

Von Hans Felix Koch.

Unter den Bewohnern der See sind es gerade die primitiven Formen, wie die Haie und Rochen, welche die größten Vertreter stellen, oft wahre Ungeheuer im Gewicht von vielen hundert Pfund. Die ungewöhnliche Größe dieser Tiere läßt sich vielleicht darauf zurückführen, daß sie sich zu einer Zeit entwickelten, als schon die Riesentitanen in der Tierwelt das Feld beherrschten, gegen die sie ihren Kampf ums Dasein zu führen hatten. Es gab Haie und Rochen, als der furchterliche Dinosaurus die Meere unsicher machte, der ungeheure Mososaurus lebte und der Pterodactylus, der „fliegende Drache“, eine Gefahr für alle an der Oberfläche der See sich bewegenden Geschöpfe war. Nur sehr große Fische hatten Luftschicht, sich solcher Gegner mit Erfolg zu erwehren. Daher finden wir bei dem größten, jetzt ausgestorbenen Haifisch, dem Carcarodon, einen Rochen von einer Größe, daß ein ausgewachsener Mensch bequem darin stehen könnte. Aber selbst bei den heute lebenden Haien kommen vereinzelt noch Tiere vor, von denen sich fast das Gleiche sagen läßt.

Von allen Fischen aus der Familie der Haie ist der sogenannte „Hammerkopf“ am gefürchtetsten. Er trägt die Augen auf senkrecht zum Kopfe stehenden Stielen, eine Anordnung, die ihm ein ungewöhnlich großes Gesichtsfeld verschafft. Riesenhaft ist auch der weiße Hai, der eine Länge von dreizehn Metern erreicht. Man findet ihn hauptsächlich in warmen Gewässern. Er steht in besonders schlechtem Ruf, da er alles schluckt, was ihm vor den gefräßigen Schlund kommt. Ein halbes Dutzend dieser Räuber verschlingt ein über Bord geworfenes Pferd mit ebensoviel Willen — für jeden Hai einen! — Der Hai ist der größte Feind der Seeleute, die ihm unarmherzig nachstellen, zumal die Jagd und der Fang dieser Tiere oft die einzige Bereicherung auf langer, eintöniger Reise sind. Auch zu gewerblichen Zwecken werden Haie gefangen, da besonders ihre Haut und das aus dem stabaren gewonnene Öl wertvoll sind. In Australien gibt es eine Gesellschaft, die jährlich 200 000 bis 300 000 Haie fängt, die zu Öl, Leder, Dünger, Wachs, Seife und medizinischen Präparaten verarbeitet werden. In der Regel dient als Fanggerät die Harpunen. Die Reusenfahre werden aber auch mit besonders konstruierten Angeln gefangen, an deren Haken oft Fächer von 50 bis 80 Pfund Gewicht sitzen. An einer Kette mit nur vier Fächern wurden einmal ein Sägesfisch im Gewicht von zwei Tonnen, zwei Tigerhaie von je tausend Kilogramm und ein anderer, achthundert Pfund schwerer Hai gefangen.

Der Rochen läßt sich seiner Natur nach als ein „plattgewalmter“ Hai bezeichnen, bei dem die Seitenlappen zu ungebundenen „Flügeln“ geworden sind. Rochen, die von einer Flügelspitze zur anderen drei Meter messen, sind selbst in der Nordsee nicht selten; in gewissen tropischen Breiten erreichen die oft in ganzen Schwärmen auftretenden Tiere eine Größe von fünfzehn Metern „Flügelbreite“. Bei einzelnen Rochen wurde ein Gewicht von mehr als 2 Tonnen festgestellt. In Florida gilt das Harpunieren dieser Riesenfische als beliebter Sport. Sobald die Harpune sitzt, braucht man sich von dem Tiere nur schleppen zu lassen, denn seltsamerweise klammert die Rochen stets dem Lande zu. Oft nehmen acht bis neun Boote an einer solchen Jagd teil, die sich alle an das schlepende Tau hängen, bis das Gewicht den Rochen schließlich erschöpft.

Der bis zu sieben Meter breite Stachelrochen zeichnet sich durch seine Springkünste aus; er durchmisst, mehrfach ritzend, 150 Meter in wenigen Sekunden. Diese Art ist sehr gefürchtet, denn der fünf Meter lange Schweif ist auf eine Länge von 40 bis 60 Zentimetern mit scharfen, feinen Zähnen oder Stacheln besetzt. Eine Verletzung durch diese Waffe ist umso gefährlicher, weil die Wunden regelmäßig septisch sind. Das Tier wird auch als „Mantelfisch“ bezeichnet, weil von ihm erzählt wird, daß er Taucher und Perlenfischer mit seinen

„Flügeln“ wie mit einem Mantel umhüllt und sie tötet. Ob derartige Erzählungen auf Tatsachen beruhen, sei dahingestellt, dagegen ist mehrfach festgestellt, daß manches Boot schon dadurch seinen Untergang fand, daß ein Stachelrochen gelegentlich eines Sprunges aus drei Meter Höhe darauf nieder fiel und es zerschmetterte.

Auch die Sägesfische gehören zur Familie der Haie. Sie tragen ihren Namen daher, daß ihr Oberkiefer in eine über zwei Meter lange, an jeder Seite mit zahnartigen Gebilden besetzte Verlängerung ausläuft. Auch von diesen Tieren werden abenteuerliche Geschichten erzählt, die jedoch meistens auf Übertreibungen beruhen, denn die Wissenschaft hat längst nachgewiesen, daß die „Säge“ in der Regel als eine Art Flugblech, mit dem sein Besitzer den Sand und Schlamm des Meeresbodens aufwühlt, um die darin verborgenen Muscheln frei zu legen. Doch ist andererseits auch einwandfrei beobachtet, daß ein Sägesfisch mit seiner Waffe anderen großen Meeresbewohnern die Seite aufriß, woraus er aus dem herausquellenden Innern des Opfers sich eine wenig appetitliche Mahlzeit machte. — Der Sägesfisch bringt Junge zur Welt, die im embryonalen Zustande bis zur Geburt einen pergamentartigen Ueberzug über der „Säge“ tragen, um das empfindliche Innere der Mutter nicht zu verletzen.

Ein Springkünstler unter den Riesenfischen ist auch der zu den Heringen zählende Tarpon, der bis zweieinhalb Meter lang und 250 Pfund schwer wird. Wird er harpuniert, so kämpft er oft noch sechs Stunden lang und macht in seinen verzweifelten Anstrengungen, sich zu befreien, Sprünge von mehr als drei Meter Höhe über die Wasseroberfläche.

Der größte Fisch in europäischen Gewässern ist der zu den Makrelen rechnende Thunfisch, der ein Gewicht von tausend Pfund erreicht. Unter den jüngeren Fischarten — denn die Haie und Haie gehören zu den älteren, primitiveren Arten — sind die Schwertfische die größten; auch sie zählen zu den Makrelen. Sie kommen in tropischen und subtropischen Gewässern sehr häufig vor. Man fängt sie mittels Angeln vom Boot aus, muß sich aber in acht nehmen, daß, wenn das Tier den Köder geschluckt hat und an der Kette festhält, das Boot mit den Jägern von dem wütenden Fisch nicht mit dem „Schwert“, der langen, mehrere Zentimeter starken Oberkieferverlängerung regelrecht gerammt wird. Schwertfische von fünf Meter Länge, deren Schwert ein Meter und mehr misst, sind keine Seltenheit. Die Tiere sind sehr kampfsüchtig und greifen auch viel größere Wale unbedenklich an. Selbst Schiffe sind von ihnen schon angegangen. So kann man im South Kensington Museum in London einen Teil eines Fahrzeuges sehen, in dessen Planken die abgebrochene Waffe eines Schwertfisches, bis zu einer Tiefe von 60 Zentimetern eingebracht, steckt.

Die Ruinenstadt von Arizona.

Durch einen glücklichen Zufall wurden kürzlich in geringer Entfernung von einer der großen Ueberlandstraßen im westlichen Arizona, etwa hundert Kilometer von der Hauptstadt Phoenix, die Überreste einer uralten Siedlung festungsartigen Charakters gefunden, die das lebhafteste Interesse der Archäologen erregt. Der Ort, auf dem diese alte Stadt gestanden hat, ist auf drei Seiten von steil abfallenden Klippen geschützt, auf der vierten Seite sperren den Zugang Mauern und Wälle, die heute noch teilweise bis zu sechs Metern aufragen. Aus Vergleich mit anderen Ruinen in Arizona hat man das Alter des Ortes auf zwei Jahrtausende geschätzt, während verschiedene Gebrauchgegenstände auf ein noch höheres Alter, vielleicht sogar bis zu funfzehnhundert Jahren, hindeuten. Inmitten der Wälle liegen die Reste ausgebehneter Vorrats- und Schatzhäuser, die Ruinen eines ehemaligen Rathauses und zahlreicher Wohngebäude. Ein Teil der Bevölkerung scheint in Höhlen gehaust zu haben, die sich in den Felsen unterhalb der Stadt befinden. So weit sich bisher feststellen ließ, bildete die Stadt den Mittelpunkt eines ackerbaubereiten-

den Volkes, das seine Felder in den Flußniederungen besaß. Sein Wohlstand zeigte die Klugheit der Stämme in der Ebene, daher wurde der feste Platz auf den Berghöhen angelegt. Daß es sich um ein auf hoher Kulturstufe stehendes Volk handelte, beweisen die Reste der alten Bewässerungsanlagen in den Tälern. An Stelle der heutigen Wälder dehnten sich damals blühende Fluren mit einer weit größeren Bevölkerung als das heutige Arizona sie aufweist. Die Bewässerungskanäle waren viele hundert Kilometer lang.

Die verkrüppelten Füße der Chinesin.

Die Schuhe einer Chinesin haben eine Länge von durchschnittlich 7/8 Zentimeter. Die anormal geringe Fußlänge ist in der Landesgeschichte der Verkrüppelung des Fußes begründet. Diese Untugend hat sich namentlich in den besseren Schichten der Gesellschaft so stark eingebürgert, daß eine Chinesin ohne verunstaltete, kleine, künstlich verkürzte Füße kaum denkbar ist. Die verkrüppelten Füße tragen den stolzen Namen „goldene Blüten“.

Der Zeitpunkt, an dem diese Unsitte in China verbreitet wurde, ist nicht genau bekannt; um das Jahr 800 n. Chr. soll diese Torheit eingeführt worden sein. Im südlichen China hat sich dieser Un'ig viel stärker eingewurzelt als im Norden. Doch nicht alle Stämmen der Bevölkerung nehmen daran teil; die Mandchuriner und Mongolinnen haben normale Füße, wie auch die Frauen der arbeitenden Klassen, die allein schon, um ihre Bewegungsfreiheit zu erhalten, auf die „goldenen Blüten“ verzichten müssen.

Im Jahre 1000 n. Chr. scheint, wenigstens vorübergehend, die chinesische Regierung selbst Bedenken getragen zu haben, die Unsitte der Fußeinwärtsziehung weiterhin zu dulden. In diesem Jahre hatte der Kaiser Kang-hi ein Edikt gegen den Un'ig erlassen. Aber schon nach einigen Jahren wurde er durch die Verhältnisse gezwungen, seinen Befehl zu widerrufen.

Bei angesehenen Bürgerfamilien war es zu jener Zeit, wie auch heute noch in Si-an-hu und Si-ning-hu, ein Akt der Selbstverständlichkeit, daß bald nach der Geburt eines Mädchens, gewöhnlich zwischen dem vierten und sechsten Lebensjahr, die Operation der Fußverkleinerung vorgenommen wurde. Sie ist überaus schmerzhaft und beginnt damit, daß die Zehen, mit Ausnahme der großen Zehe, so stark nach unten gebogen werden, daß sie allmählich die Fußsohlen berühren. Diese sehr qualvolle Prozedur wird täglich vorgenommen, wobei die Handagen immer strenger angezogen werden.

kleine Kinder mit noch weichem Knochenbau extragen diese „Verschönerung“ leichter und schmerzloser als Mädchen, die vielleicht bereits das zehnte Lebensjahr überschritten haben und bei denen der Knochenbau schon gefestigt ist; sie müssen, um das erstrebte Ziel zu erreichen, geradezu schreckliche Schmerzen erdulden. Der Wanderer, der chinesische Ortschaften durchzieht, hört dann zuweilen das Stöhnen und Jammern dieser armen Opfer. Jede Fortbewegung bereitet den armen, verkrüppelten Mädchen ungeheure Pein; im Hause rutschen sie auf den Knien umher. Sie sind infolge dieser Verkrüppelung an das Haus gefesselt und kaum in der Lage, einen längeren Spaziergang zu wagen.

Und doch bereut es eine Chinesin alten Schlages niemals, diese schreckliche Prozedur der Fußeinwärtsziehung vorgenommen zu haben; denn gerade die Hilflosigkeit hebt ihren Wert in den Augen der Männer, denen es offenbar eine besondere Befriedigung gewährt, ihre Frauen schwach und hilflos zu sehen. Sogar noch der Chinesen von einer auf ihren Füßen mühsam dahintrippelnden Frau: „Sie schwankt wie eine Weibe, die der Wind fächelt.“

* Aus Wilhelm Filchner „Tschung-Kue, Das Reich der Mitte“, Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68.

Persil allein verwenden

(ohne Zusatz)

das heißt: billig, sparsam und richtig waschen!

Karlchen und sein Wochenendhäuschen.

Von Karl Ettlinger, München.

Kennen Sie „die Kraniche des Jybus“? Das ist ein Gedicht von Schiller, in dem ein furchtbarer Mord vorkommt, und zur Strafe müssen es heute noch die Schulkinder auswendig lernen. Auch ich sollte es mal auswendig lernen, aber ich habe lieber Fußball gespielt und mich drauf verlassen, daß ich nicht „drantomme“, bis der Lehrer aus einmal gerufen hat: „Fortfahren, Ettlinger!“ Mein Hintermann hat mir souffliert: „Und in Beseidons Fichtenhain tritt er mit frommem Schauer ein“, ich habe hinausgeschmettert: „Und in dem Richtenheim tritt er in Irgebtwas hinein“ — und dann kam wieder der Refrain: „Eine Stunde Arrest!“ Wenn ich mir heute überlege, wieviel Stunden Arrest ich in meinen Schuljahren konsumiert habe, komme ich zu dem Ergebnis: Damals mußten die Tage mehr als vierundzwanzig Stunden gehabt haben! Es war nur gut für meine Eltern, daß sie für diese Ueberstunden kein Extra-Schulgeld bezahlen mußten!

Aber wenn ich auch das Wesägelgedicht vom seligen Jybus nie auswendig gelernt habe, ein Kitat daraus ist mir dennoch gelaufen: „Doch laum ist ihm das Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren!“ Da hat vor einiger Zeit meine Veni gemeint: „So ein Wochenendhäuschen wär doch was Feines!“, und großzügig, wie mein Mundwerk gebaut ist, habe ich geantwortet: „Meinigkeit! Wird gemacht!“

„Grennwort?“ hat die Veni gefragt, und ich Duffel habe geblöbet: „Grennwort!“ (Doch laum ist ihm das Wort entfahren, bereit er's schon mit Haut und Haaren.)

Au weh, wo kriegt ich jetzt ein Wochenendhäuschen her? Ich bin auf die Deutsche Bank gegangen und habe den Leuten auseinandergelegt: Ich habe kein Haus und darauf möchte ich gern eine Hypothek haben, eine erste oder zweite, das ist mir ganz egal, und es ist mir lieber, die Bank halt vorher keine Auskunft über mich ein! Das war gemäß ein großbergi-

ges Angebot, aber die Bank ist nicht darauf eingegangen, das Kreditwesen liegt zurzeit arg darnieder. Glücklicherweise bin ich mit einem Bauereppolier befreundet und den hab ich aufgefordert: „Wau mir halt so eine Wochenendhütte! Was kann das kosten?“

Er hat mir den Preis genannt, ich habe ihm die Hälfte geboten, er hat gesagt, ich bin verrückt, ich hab gesagt, er ist ein dämlicher Ritter, und so sind wir einander näher gekommen. „Die Hauptsache ist, daß du möglichst sparrst“, belehrte ich ihn, „auf Marmorbad und Lift lege ich gar keinen Wert, mach's nur recht billig!“ Das ist nämlich in der Baukunst so: Erst kriegt man einen Voranschlag, und bei der Schlussrechnung trifft einen der Nachbergschlag.

Es gibt Architekten, die machen einen Bauplan — so kleinlich war mein Polter nicht. Der nahm mir einfach Maß, wie lang ich bin, und erläuterte mir diese Maßnahme: „Damit die Weine nicht zum Fenster hinaustragen, wenn du dich in dem Müßel auf's Bett legst!“

Nach acht Tagen hab ich mal draußen nachgeschaut, wie weit mein Palast gediehen sei. Da sah ich zu meinem Entsetzen, daß der Polter und sein Gehülfe anfangen, Erde auszuheben.

„Oder auf!“ schrie ich. „Ich will ja nicht unter der Erde wohnen, ich bin kein Maulwurf!“

„Das Haus muß doch an Keller ham!“ beharrte der Mensch.

„An Schmarren muß es ham! Ich brauch keinen Keller! Die Flasche Bier, die ich abends trinke, stell ich unters Bett!“ Drei Tage später hab ich wieder nachgeschaut. Jetzt standen schon die Außenwände. Ich klopfte mit dem Finger an die eine Wand, sie gab nach, und nachdem sich die Staubwolke verzogen hatte, stellten wir mit dem Kompaß fest, wo das Haus bisher gestanden hatte.

Ich schwieg. Ein Wochenendhäuschen ist ja nicht für die Ewigkeit bestimmt, es dient nur fürs Wochenende, und wenn es von Samstag abend bis Montag früh hält, erfüllt es seinen Zweck.

Unterdessen haben wir beraten, wie wir unsere Villa nennen wollten. Die Veni schlug vor „Sandhaus Pantoffel-

held“, ich riet zu „Grand Villa Pompösa“ und der Polter meinte: „Villa Bruch“.

Endlich kam der Tag der Einweihung. Ich hatte ein Schild gemalt mit der Inschrift „Gräß Gott tritt ein, bring Ueberflus herein!“, für den Fall, daß uns mal jemand zum Abendessen besuchen sollte. Das Häußel sah wirklich recht schמוד aus, beinahe wie ein wirkliches Häußel, gar nicht wie eine zu groß getatene Zinsholzschachtel, und die Veni schlug vor Entzücken die Hände zusammen. Da fing das Haus zu wackeln an. Auf Erdbeben war es nicht vorbereitet. Ich band den Lumpi an die Haustüre, er machte einen Freudenprung und nahm die Haustüre mit. Nun konnten wir bequem eintrreten, d. h. wir mußten uns ein bißchen bücken, aber drinnen richtete sich die Veni auf, und da kam ihr Kopf oben beim Dach heraus.

„Schöne Aussicht, nicht wahr?“ ermunterte ich sie. Aber sie hatte in dieser Lage keinen Sinn für Naturschönheiten. Sie zog den Kopf zurück, das Dach kam in die Stube und ich beruhigte sie: „Bei Regenwetter bleiben wir sowieso in der Stube!“ Das Dach verdunkelt nur den Salon!

Und weil sie ungemütlich werden wollte, kramte ich eine Ueberreichung aus: „Hier habe ich deine Photographie mitgebracht, die nageln wir an die Wand!“ Diese ganze Aufmerksamkeit rührte sie tief, ich reichte ihr Hammer und Nagel, sie schlug den Nagel ein, — da war die Wand weg. Sie probierte es an der gegenüberliegenden Seite, da war auch diese Wand weg. Bei den restlichen zwei Wänden brauchten wir nicht erst zu nageln, sie stelen von selbst ein, weil sie keine Stütze mehr hatten. Das ist architektonisch so berechnet, das hatte seine Richtigkeit. Soviel verstehe ich selbst von der Baukunst.

Der Lumpi, der bisher die Umgegend besichtigt hatte, kam mit der Haustüre wieder, aber da man in einer einzelnen Haustüre nicht wohnen kann, verzichteten wir auf sie.

Ich habe jetzt das Wochenendhäuschen zum Verkauf ausgeschrieben. Es haben sich auch schon verschiedene Interessenten gemeldet, aber merkwürdig, ich kann ihnen die Lage noch so genau beschreiben, sie finden es nicht.

Uebrigens soll es noch mehr solche „Wochenendhäuschen“ geben, wie das meine ...